

Insel Verlag

Leseprobe



Werfel, Franz
Das Lied von Bernadette

Roman

© Insel Verlag
insel taschenbuch 4428
978-3-458-36128-2

Bernadette Soubrious lebt mit ihren Eltern und ihrer Schwester in großer Armut in dem französischen Dörfchen Lourdes. Eines Nachmittags erscheint dem Mädchen beim Holzsuchen plötzlich eine weißgekleidete »Dame«, die es auffordert, weitere fünfzehn Mal zur selben Stelle zurückzukehren. Es tut wie geheißen, und der Wunsch, die »Dame« zu sehen, wird bald übermächtig. Bei einer dieser Erscheinungen führt die »Dame« Bernadette zu einer Quelle, deren Wasser heilbringende Wirkung hat. Schon bald strömen Gläubige von nah und fern herbei, alle wollen dem Wunder von Lourdes beiwohnen. Doch die Kirche hegt schwere Zweifel – ausgerechnet Bernadette, einem einfachen Bauernmädchen, soll die Heilige Mutter Gottes erschienen sein? Bernadette lässt sich in ihrem Glauben nicht beirren und gerät in Zwist mit der Obrigkeit ...

Franz Werfel wurde 1890 als Sohn eines jüdischen Kaufmanns in Prag geboren. Bereits während der Schulzeit veröffentlichte er seine ersten Gedichte. 1912 ging er nach Leipzig, wo er als Lektor beim Kurt Wolff Verlag tätig war. Im Ersten Weltkrieg wurde er zum Kriegsdienst eingezogen und 1917 in das Wiener Kriegspressequartier versetzt. 1938 emigrierte er nach Frankreich und zwei Jahre später über die Iberische Halbinsel in die USA. Dort starb Franz Werfel 1945 in Beverly Hills.

Im inselftaschenbuch liegen von Franz Werfel außerdem vor: *Eine blaue Frauenschrift* (it 4426); *Die vierzig Tage des Musa Dagb* (it 4427)

insel taschenbuch 4428

Franz Werfel

Das Lied von Bernadette



FRANZ WERFEL

Das Lied
von
Bernadette

ROMAN

INSEL VERLAG

Erstausgabe: Stockholm 1941

Der bibliografische Nachweis und die Anmerkungen von Knut Beck wurden zitiert nach: Franz Werfel, Das Lied der Bernadette. Hg. von Knut Beck.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 1989

Umschlagfoto: Valerie Wagner/plainpicture

Erste Auflage 2016

insel taschenbuch 4428

© Insel Verlag Berlin 2016

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form

(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag: heißmann, heilmann, hamburg

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-36128-2

INHALT

Ein persönliches Vorwort 11

Erste Reihe *Wiedererweckung des 11. Februar 1858* 13

- 1 Im Cachot 13
- 2 Massabielle, ein verrufener Ort 17
- 3 Bernadette weiß nichts von der Heiligen Dreifaltigkeit 27
- 4 Café Progrès 33
- 5 Kein Reisig mehr 44
- 6 Das Wut- und Wehgeheul des Gave 50
- 7 Die Dame 60
- 8 Die Fremdheit der Welt 68
- 9 Frau Soubirous gerät außer sich 74
- 10 Bernadette darf nicht träumen 87

Zweite Reihe *Wollen Sie mir die Güte erweisen* 97

- 11 Ein Stein saust nieder 97
- 12 Die ersten Worte 115
- 13 Boten der Wissenschaft 135
- 14 Eine geheime Beratung, die unterbrochen wird 157
- 15 Die Kriegserklärung 167
- 16 Die Dame und die Gendarmerie 187
- 17 J. B. Estrade kommt von der Grotte 198
- 18 Dechant Peyramale fordert ein Rosenwunder 208
- 19 Anstatt des Wunders ein Ärgernis 220
- 20 Wetterleuchten 233

Dritte Reihe *Die Quelle* 242

- 21 Der Tag nach dem Ärgernis 242
- 22 Der Tausch der Rosenkränze oder: Sie liebt mich 250
- 23 Ein Louisdor und eine Ohrfeige 264
- 24 Das Kind Bouhouhorts 278
- 25 Du spielst mit dem Feuer, o Bernadette 286
- 26 Nachbeben oder Affen des Mirakels 299
- 27 Das Feuer spielt mir dir, o Bernadette 311
- 28 A. Lacadé wagt einen Staatsstreich 322
- 29 Ein Bischof ermisst die Folgen 333
- 30 Der Abschied aller Abschiede 341

Vierte Reihe *Die Schatten der Gnade* 353

- 31 Sœur Marie Thérèse verlässt die Stadt 353
- 32 Der Psychiater greift in den Kampf ein 362
- 33 Digitus dei oder Der Bischof gibt der Dame eine
Chance 373
- 34 Eine Analyse und zwei Majestätsbeleidigungen 381
- 35 Die Dame besiegt den Kaiser 396
- 36 Bernadette unter den Weisen 408
- 37 Eine letzte Versuchung 421
- 38 Die weiße Rose 436
- 39 Die Novizenmeisterin 447
- 40 Das ist meine Stunde noch nicht 457

Fünfte Reihe *Das Verdienst des Leidens* 471

- 41 Feenhände 471
- 42 Viel Besuch auf einmal 479
- 43 Das Zeichen 488
- 44 Nicht für mich fließt diese Quelle 498

45	Der Teufel bedrängt Bernadette	506
46	Die Hölle des Fleisches	514
47	Der Blitz von Lourdes	524
48	Ich habe nicht geliebt	531
49	Ich liebe	539
50	Das fünfzigste Ave	551

	Handelnde Personen	561
--	--------------------	-----

	Bibliografischer Nachweis	565
--	---------------------------	-----

*Dem Andenken
meiner Stieftochter
Manon*

EIN PERSÖNLICHES VORWORT

In den letzten Junitagen des Jahres 1940, nach dem Zusammenbruch Frankreichs, kamen wir auf der Flucht von unserem damaligen Wohnort im Süden des Landes nach Lourdes. Wir, meine Frau und ich, hatten gehofft, noch rechtzeitig über die spanische Grenze nach Portugal entweichen zu können. Da jedoch sämtliche Konsuln einmütig die notwendigen Visa verweigerten, blieb uns nichts anderes übrig, als in derselben Nacht, da die Grenzstadt Hendaye von den deutschen Truppen besetzt wurde, unter großen Schwierigkeiten ins Innere Frankreichs zu flüchten. Die Départements der Pyrenäen waren zu einem fantastischen Heerlager des Chaos geworden. Die Millionen dieser seltsamen Völkerwanderung irrten auf den Landstraßen umher und verstopften die Städte und Dörfer: Franzosen, Belgier, Holländer, Polen, Tschechen, Österreicher, exilierte Deutsche und dazwischen die Soldaten der geschlagenen Armeen. Nur höchst notdürftig konnte man seinen Hunger stillen. Obdach aber gab es überhaupt keines mehr. Wer irgendeinen gepolsterten Stuhl eroberte, um die Nacht darauf zu verbringen, wurde viel beneidet. In endlosen Reihen standen die mit Hausrat, Matratzen, Betten hochbeladenen Autos der Flüchtlinge unbeweglich, denn Treibstoff war nicht mehr vorhanden. In Pau hörten wir von einer dort ansässigen Familie, Lourdes sei der einzige Ort, wo ein vom Glück Begünstigter vielleicht noch Unterkunft finden könne. Da die berühmte Stadt nur dreißig Kilometer entfernt lag, so riet man uns, den Versuch zu wagen und an ihre Pforten zu pochen. Wir gehorchten diesem Rat und fanden endlich Herberge.

Auf diese Weise führte mich die Vorsehung nach Lourdes, von dessen Wundergeschichte ich bis dahin nur die oberflächlichste Kenntnis besaß. Wir verbargen uns mehrere Wochen in der Pyrenäenstadt.

Es war eine angstvolle Zeit. Es war aber zugleich auch eine hoch-

bedeutsame Zeit für mich, denn ich lernte kennen die wunder-same Geschichte des Mädchens Bernadette Soubirous und die wundersamen Tatsachen der Heilungen von Lourdes. Eines Tages in meiner großen Bedrängnis legte ich ein Gelübde ab. Werde ich herausgeführt aus dieser verzweifelten Lage und darf die rettende Küste Amerikas erreichen – so gelobte ich –, dann will ich als Erstes vor jeder andern Arbeit das Lied von Bernadette singen, so gut ich es kann.

Dieses Buch ist ein erfülltes Gelübde. Ein epischer Gesang kann in unserer Epoche nur die Form eines Romans annehmen. »Das Lied von Bernadette« ist ein Roman, aber keine Fiktion. Der misstrauische Leser wird angesichts der hier dargestellten Ereignisse mit größerem Recht als sonst bei geschichtlichen Epen die Frage stellen: »Was ist wahr? Was ist erfunden?« Ich gebe zur Antwort: All jene denkwürdigen Begebenheiten, die den Inhalt dieses Buches bilden, haben sich in Wirklichkeit ereignet. Da ihr Anbeginn nicht mehr als achtzig Jahre zurückliegt, spielen sie im hellsten Licht der Geschichte, und ihre Wahrheit ist von Freund und Feind und von kühlen Beobachtern in getreuen Zeugnissen erhärtet. Meine Erzählung verändert nichts an dieser Wahrheit.

Nur dort wurde das Recht der dichterischen Freiheit in Anspruch genommen, wo das Kunstwerk gewisse chronologische Zusammendrängungen erforderte und wo es galt, den Lebensfunken aus dem Stoff zu schlagen.

Ich habe es gewagt, das Lied von Bernadette zu singen, obwohl ich kein Katholik bin, sondern Jude. Den Mut zu diesem Unternehmen gab mir ein weit älteres und viel unbewussteres Gelübde. Schon in den Tagen, da ich meine ersten Verse schrieb, hatte ich mir zugeschworen, immer und überall durch meine Schriften zu verherrlichen das göttliche Geheimnis und die menschliche Heiligkeit – des Zeitalters ungeachtet, das sich mit Spott, Ingrim und Gleichgültigkeit abkehrt von diesen letzten Werten unseres Lebens.

Los Angeles, im Mai 1941

Franz Werfel

1

Im Cachot

François Soubirous erhebt sich in der Finsternis. Es ist Punkt sechs. Seine silberne Uhr, Hochzeitsgeschenk der klugen Schwägerin Bernarde Casterot, besitzt er längst nicht mehr. Die Quittung der städtischen Pfandleihanstalt über sie und über einige andere magerere Schätze ist bereits seit vorigem Herbste verfallen. Soubirous weiß, es ist Punkt sechs, obwohl die Glocken der Pfarrkirche von Saint Pierre noch nicht zur Frühmesse geläutet haben. Arme Leute haben die Zeit im Gefühl. Sie wissen auch ohne Zifferblatt und Glockenton, was die Uhr geschlagen hat. Arme Leute haben immer Angst, zu spät zu kommen.

Der Mann tastet nach seinen Holzpantinen, behält sie aber in der Hand, um keinen Lärm zu machen. Bloßfüßig steht er auf dem eiskalten Steinboden und lauscht den vielfältigen Atemzügen seiner schlafenden Familie, einer sonderbaren Musik, die ihm das Herz bedrängt. Sechs Menschen teilen den Raum. Er und Louise haben immerhin ihr gutes Hochzeitsbett behalten, diesen Zeugen eines hoffnungsvollen Anbeginns. Die beiden halbwüchsigen Mädchen aber, Bernadette und Marie, müssen auf einem sehr harten Lager schlafen. Die zwei Jüngsten schließlich, Jean Marie und Justin, hat die Mutter auf einen Strohsack gebettet, der tagsüber eingerollt wird.

François Soubirous, der sich noch immer nicht von seinem Platz rührt, wirft einen Blick nach dem offenen Herd. Es ist eigentlich kein rechter Herd, sondern eine grobe Feuerstelle, die der Steinmetz André Sajou, der Eigentümer dieser prächtigen Wohnung, für seine Mieter improvisiert hat. Unter der Asche glimmen

und knacken noch ein paar der frischen Äste, die zu feucht waren, um zu verbrennen. Manchmal zuckt ein blasser Schein auf. Der Mann aber hat nicht die Energie, den Rest des Feuers aufzuschüren. Er wendet das Aug zu den Fenstern, hinter denen die Nacht zu ergrauen beginnt. Da verwandelt sich sein tiefes Missbehagen in eine zornige Bitterkeit. Ein Fluch sitzt ihm auf den Lippen. Soubirous ist ein sonderbarer Mann. Mehr als die elende Stube ärgern ihn diese beiden vergitterten Fenster, eines größer, das andre kleiner, die zwei niederträchtig schielenden Augen, die auf den engen, dreckigen Hof des Cachots hinausschaun, wo der Misthaufen der ganzen Gegend duftet. Man war schließlich kein Landstreicher, kein Lumpensammler, sondern ein freier, regelrechter Müller, ein Mühlenbesitzer, auf seine Art nichts andres, als es Monsieur de Lafite ist mit seinem großen Sägewerk.

Die Boly-Mühle unterm Château Fort hatte sich sehen lassen können weit und breit. Auch die Escobé-Mühle in Arcizac-les-Angles war gar nicht übel. Mit der alten Bandeau-Mühle konnte zwar niemand Ehren einheimsen, aber eine Mühle war sie schließlich doch. Ist er, der gute Müller Soubirous, vielleicht schuld daran, dass der rädertreibende Lapaca-Bach seit Jahren ausgetrocknet ist, dass die Getreidepreise steigen, dass die Arbeitslosigkeit wächst? Daran ist der liebe Gott schuld, der Kaiser, der Präfekt oder der Teufel weiß wer, nicht aber der brave François Soubirous, wenn der Mensch auch gern einmal ein Glas trinkt und im Wirtshaus die Karten mischt. Mag er, Soubirous, aber schuld sein oder nicht, was hilft's, man wohnt nun im Cachot. Und der Cachot in der Rue des Petites Fossées ist gar kein Wohnhaus, sondern der ehemalige Stadtarrest. Die Wände schwitzen vor Feuchtigkeit. Der Schwamm sitzt zwischen den Ritzen. Alles Holz wirft sich. Das Brot verschimmelt schnell. Im Sommer brät man hier, im Winter erfriert man. Deshalb hat Monsieur Lacadé, Maire von Lourdes, vor einigen Jahren angeordnet, dass der Cachot aufgelassen werde und dass man die Vagabunden und Übeltäter im Torgebäude des

Baous-Tores unterbringe, wegen der besseren Gesundheitsverhältnisse, ausdrücklich. Für die Familie Soubirous sind die Gesundheitsverhältnisse im Cachot gut genug. Man merkt's, denkt der ehemalige Müller, die Bernadette hat wieder die halbe Nacht gefaucht und gepfiffen. Da beginnt er sich selbst so jämmerlich leidzutun, dass er fest entschlossen ist, zurück ins Bett zu kriechen und weiterzuschlafen.

Es kommt nicht zu dieser feigen Waffenstreckung, denn inzwischen hat Mutter Soubirous sich erhoben. Sie ist eine Frau von fünf- oder sechsunddreißig, die aussieht wie fünfzig. Sofort macht sie sich übers Feuer, scheucht die Funken aus der Asche, häuft qualmendes Stroh, Späne und ein paar trockene Äste darauf und hängt schließlich den kupfernen Wasserkessel über die neue Flamme. Soubirous betrachtet großartig und düster diese wortlose Tätigkeit seines Weibes. Auch er sagt nichts. Ein Tag fängt wieder an, mit seinen Lasten und Enttäuschungen. Ein Tag, wie er gestern war und wie er morgen sein wird. Jetzt läuten die blechernen Glocken der Pfarrkirche. Man entgeht dem Tag nicht.

François Soubirous hat nur eine einzige Sehnsucht: einen brennenden Schnaps in seinen öden Magen zu bekommen. Die Flasche mit dem Kräuterteufel aber hält Mutter Soubirous unter Verschluss. Er bringt's nicht über sich, den leidenschaftlichen Wunsch auszusprechen, denn der Kräuterteufel ist ein Streitpunkt zwischen den Eheleuten. Eine Weile zögert er noch, dann tritt er in die Pantinen:

»Ich geh jetzt, Louise«, brummt er gedämpft.

»Hast du etwas Bestimmtes vor, Soubirous?«, fragt sie.

»Man hat mir Verschiedenes angetragen«, meint er dunkel. Es ist täglich dasselbe Zwiegespräch. Seine Würde erlaubt es Soubirous nicht, sich selbst und dem Weibe die ganze klägliche Wahrheit einzugestehn. Die Frau macht einen hoffnungsvollen Schritt vom Herde weg:

»Bei Lafite vielleicht? Im Sägewerk?«

»Ah, Lafite!«, spottet er. »Wer denkt an Lafite? Aber ich werde mit Maisongrosse sprechen und mit Cazenave, dem Postmeister, weißt du ...«

»Maisongrosse, Cazenave ...« Sie wiederholt enttäuscht diese Namen und arbeitet wieder. Er setzt die Baskenmütze auf. Seine Bewegungen sind langsam und unsicher. Plötzlich dreht sich die Frau um:

»Ich hab darüber nachgedacht, Soubirous. Wir sollten Bernadette weggeben von hier«, flüstert sie.

»Was heißt das, weggeben von hier?«

Soubirous hat gerade den schweren Riegel an der Tür zurückgeschoben. Es ist eine Gefängnistür. Jedes Mal, wenn er sie öffnet, fällt ihm die schlimmste Zeit seines Lebens ein, jene vier Wochen im Vorjahr, die er als ein Unschuldiger in Untersuchungshaft verbringen musste. Seine Hand fällt herab. Er hört das Gewisper der Frau:

»Zu ihrer Tante Bernarde, mein' ich. Oder noch besser aufs Dorf nach Bartrès. Die Laguès würde sie sicher wieder aufnehmen. Und sie hat draußen gute Luft und Ziegenmilch und Honig aufs Weizenbrot, und sie ist doch so gern auf dem Dorf, und das bisschen Arbeit schadet ihr nichts ...«

François Soubirous fühlt wieder die Bitterkeit in sich aufsteigen. Obgleich er Louisens gute Gründe einsieht, begehrt er auf. Er hat eine Schwäche für große Worte und Gebärden. Vermutlich stammt ein Teil der Soubirous aus dem Spanierland.

»Ich bin also wirklich ein Bettler«, knirscht er. »Meine Kinder verhungern. Ich muss sie zu fremden Leuten ...«

»Du sollst vernünftig sein, Soubirous«, unterbricht ihn die Frau, da er zu laut gesprochen hat. Sie sieht ihn an, wie er dasteht, mit gesenktem Kopf, verzweifelt, würdevoll und willenssschwach. Da nimmt sie die Flasche aus dem Schrank und schenkt ihm ein Gläschen ein.

»Kein schlechter Einfall von dir«, sagt er täppisch und stürzt das

Brennende hinunter. Seine Seele schreit nach einem zweiten Glas. Er beherrscht sich aber und geht. Im Bette, wo die beiden Schwestern schlafen, liegt Bernadette, die ältere, da, mit offenen, stillen, dunklen Augen.

2

Massabielle, ein verrufener Ort

Die Rue des Petites Fossées ist eine der schmalen Gassen, die den Burgfelsen von Lourdes umlagern. Sie steigt winkelig an, ehe sie in den Stadtplatz Marcadale mündet. Es ist hell geworden. Man sieht aber dennoch nur wenige Schritte weit. Der Himmel hängt tief herab. Ein Vorhang, gewirkt aus Regen und dicken Schneeflocken, schlägt Soubirous ins Gesicht. Die Welt ist leer und stumpf. Nur die Clairs der Dragonereskadron auf dem Kastell und in der Nemours-Kaserne unterbrechen mit ihren morgendlich spritzigen Signalen die Öde. Obwohl hier unten im Gave-Tal der Schnee nicht liegen bleibt, dringt die eisige Kälte in sonderbaren Stößen bis in die Knochen. Es ist der Anhauch der Pyrenäen, die hinter den Wolken lauern, die schneidende Botschaft der gedrängten Kristallhäupter, vom Pic du Midi bis zum furchtbaren Dämon Vignemal, dort zwischen Frankreich und Spanien.

Die Hände Soubirous' sind rot und klamm, seine unrasierten Backen nass, die Augen brennen ihm. Dennoch steht er vor dem Bäckerladen Maisongrosse lange Zeit unentschlossen, ehe er eintritt. Er weiß, es ist vergeblich. Während des vorjährigen Karnevals hat ihn Maisongrosse hie und da als Austräger beschäftigt. Im Fasching geben die Bruderschaften und Innungen ihre Feste. Da ist zum Beispiel der große Ball der Schneider und Näherinnen, welche die heilige Lucia verehren. Der Ball findet im Hotel der Postmeisterei statt, und die Firma Maisongrosse liefert das Gebäck, vom Brot angefangen bis zu den feinen Cremetorten und Krapfen.

Bei dieser Gelegenheit hatte Soubirous damals die ansehnliche Summe von hundert Sous verdient und überdies seinen Kindern eine Tüte voll Bäckereien mit nach Hause gebracht.

Er fasst sich ein Herz. Er tritt in den Laden. Der mütterliche Duft des warmen Brotes umhüllt ihn, betäubt ihn. Ganz weinerlich wird ihm zumute. Der dicke Bäcker steht inmitten des Raums, die weiße Schürze um den gewaltigen Bauch, und kommandiert seine zwei Gehilfen, die schweißübergossen die schwarzen Blechplatten mit den frischen Brötchen aus dem Backofen ziehen.

»Könnt ich Ihnen heut vielleicht behilflich sein mit irgendwas, Monsieur Maisongrosse?«, fragt Soubirous leichthin. Seine Hand greift dabei in einen der offenen Säcke und lässt wollüstig das Weizenmehl durch die erfahrenen Müllerfinger gleiten. Der Dicke würdigt ihn keines Blickes. Er hat eine kropfige Stimme:

»Was für einen Tag haben wir heut, mon vieux?«, knurrt er.

»Donnerstag, Ihnen zu dienen, jeudi gras ...«

»Und wie viel Tage haben wir noch bis zu Aschermittwoch?«, forschert Maisongrosse weiter, wie ein verschlagener Schulmeister.

»Sechs Tage sind's wohl noch, Monsieur«, zögert der Müller.

»Da habt Ihr's!«, triumphiert der Dicke, als habe er eine Wette gewonnen. »Sechs Tage, dann ist dieser ganze lausige Karneval zu Ende. Und die Vereine bestellen sowieso nichts mehr bei mir, sondern bei Rouy. Mit der guten alten Zeit ist es Wasser. Man geht zum Pâtissier und nicht zum Boulanger. Und wenn das Geschäft schon im Fasching so aussieht, da könnt Ihr euch ausrechnen, was die Fastenzeit bringen wird. Noch heute werfe ich einen von diesen Nichtsnutzen da hinaus ...«

François Soubirous überlegt, ob er den Bäcker rundheraus um ein Brot bitten soll. Lange würgt er an einem Wort. Er hat aber den Mut nicht. Nicht einmal zum Betteln taugt er, geht's ihm durch den Kopf. Wie ein unzufriedener Kunde rückt er ein wenig an seiner Mütze und verlässt den Laden.

Um zur Postmeisterei zu gelangen, muss er nun den Platz über-

queren. Cazenave steht schon höchstpersönlich inmitten seiner gespannten Wagen auf dem großen Hof. Als ehemaliger Sergeant des Trainregiments in Pau ist er ein Frühaufsteher. Seine Dienstzeit liegt lange zurück, damals regierte noch der fette Bürgerkönig. Cazenave hörte es nicht ungern, wenn man ihn nachträglich avancieren lässt und als Offizier anspricht. Er trägt zu jeder Tageszeit hohe Stiefel, blankgewichst, und eine Reitgerte, mit welcher er die Stiefelschäfte martialisch bearbeitet. Im violett angelauten Gesicht trägt er den schraubenförmig gedrehten Knebelbart des Kaisers, sorgfältig schwarz gefärbt. Cazenave ist demgemäß überzeugter Bonapartist, worunter er eine Parteigesinnung versteht, in der sich »La France« und »Gloire« auf »Progrès« reimen. Seitdem man eine Bahnlinie von Toulouse über Tarbes und Pau nach Biarritz gebaut hat – der Kaiser und zumal die Kaiserin Eugénie halten sich oft in Biarritz auf –, gehen die Geschäfte des Posthalters zu Lourdes noch glänzender als früher. Jeder Vergnügungsreisende und Kurgast, der die Pyrenäenbäder besuchen will, ist gezwungen, bei Cazenave Halt zu machen. Cazenave ist Herr über alle »Gelegenheiten«, die teuer oder billig, bequem oder unbequem die Erholungsbedürftigen nach Argelès, Cauterets, Gavarnie und Luchon bringen. Jetzt ist es freilich noch sehr weit bis zur Saison. Mit welchen Lockmitteln man diese verlängern und den Fremdenverkehr heben könnte, das bildet einen unerschöpflichen Diskussionsstoff zwischen Cazenave und dem ehrgeizigen Bürgermeister von Lourdes, Monsieur Adolphe Lacadé. – Soubirous hat in seiner Jugend vierzehn Tage beim Militär gedient, länger hat man ihn nicht behalten. Er deutet also, so gut er kann, soldatische Haltung an und tritt hin vor Cazenave:

»Guten Morgen, Herr Postmeister! Wäre eine kleine Arbeit für mich da?«

Cazenave bläst die Backen auf und stößt missbilligend die Luft aus.

»Ah, du bist es wieder, Soubirous? Wirst du denn nie auf gleich

kommen, Sapristi? Man muss seinen Platz ausfüllen. Keinem von uns wird etwas geschenkt ...«

»Gott meint es nicht gut mit mir, Monsieur ... Ich hab kein Glück seit Jahren ...«

»Unser Glück kommt von Gott, es ist möglich. Unser Unglück kommt von uns selbst, mein Freund ...«

Die Reitpeitsche pfeift bekräftigend zu dieser Maxime. Soubirous senkt den Blick:

»Meine Kinder können gewiss nichts für ihr Unglück.«

Der Postmeister ruft dem Pferdeknecht Doutreloux einen Befehl zu. Soubirous strafft sich noch einmal:

»Vielleicht gibt es doch etwas ... mon capitaine ...«

Cazenave wird sogleich wohlwollender:

»Ich helfe einem alten Krieger immer gern ... Heut aber gibt es wirklich nichts ...«

Es ist deutlich wahrzunehmen, wie des Müllers Körper schwer wird. Er wendet sich langsam zum Gehen. Da ruft ihn Cazenave zurück:

»Halt, mein Lieber! Zwanzig Sous könntest du dir schließlich verdienen. Es ist keine reinliche Arbeit freilich. Die Mutter Oberin des Hospitals verlangt, dass man allerlei Unrat wegführt und verbrennt vor der Stadt. Verbandzeug, Charpie von Operationen, Wäsche von ansteckend Kranken und ähnliche Geschichten. Spann dort den Braunen vor den kleinen Leiterwagen, wenn du magst ... Zwanzig Sous!«

»Können es nicht dreißig sein, mon capitaine?«

Cazenave gibt darauf keine Antwort mehr.

Soubirous tut, wie man ihm geheißen. Er spannt den klapprigen Braunen, das schlechteste Ross der Postmeisterei, vor den kleinen Leiterwagen. Die Fuhre holpert zum Hospital, das von den Klosterschwestern der heiligen Gildarde zu Nevers geleitet wird, denselben, die auch in der Schule unterrichten. Der Concierge des Krankenhauses hat die drei Kisten mit dem Unrat schon bereitgestellt.